

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

291 (13.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Stellung des Menschen in der Natur

Eugen Hornung

Das Problem, die Stellung des Menschen in der Natur, wird von den Gelehrten zweier unter sich verwandter Wissenschaften verschieden beantwortet. Während auf der einen Seite die Anthropologen für den Menschen eine besondere Ordnung fordern, da er sich von den übrigen Tieren durch die Vernunft unterscheidet, so behaupten auf der anderen Seite die Zoologen, daß der Mensch in der Ordnung der Säugetiere (Primates) zurechnen sei und zwar der höchsten Klasse in dieser Ordnung gehöre. Die zoologische Auffassung hätte die Frage vereinfacht, ob der Pithecanthropus erectus (erectus), dessen Knochen von dem holländischen Naturforscher Dubois 1891 auf Ostjava gefunden wurden und nach Darwin, Huxley und anderen berühmten Naturforschern das bisher fehlende Glied zwischen Affe und Mensch bildet, von einem Menschen oder Affen stamme, sondern nur, wo dieser in der Ordnung der Affen zurechnen sei.

Die Einreihung des Menschen in die Ordnung der Säugetiere hat die Untersuchungen, die in dieser Richtung ausgeführt wurden, ihre vollkommene Rechtfertigung erfahren. Die Untersuchungen mittels der Präzipsinreaktion haben die gleiche Ähnlichkeit von Mensch und Menschenaffen (Anthropoides) bewiesen. Die vergleichende Anatomie lehrt, daß sowohl beim Menschen als auch beim Affen die gleichen 23 Knochen zu finden sind. Die vergleichende Baarmerkung und die physiologische Betrachtung der Wachstumsorgane bestätigt, daß die Menschen den höheren Affen näher stehen, als diese den Halbaffen. Die Veranschaulichung der Spermatozonen, des Mutterkuchens, des Zahnsystems, des Gehirns und einzelner anderer Organe beweist die Zusammengehörigkeit des Menschen zur Ordnung der Affen. Die Baarmerkung des Menschen gegenüber dem Affen bestätigt gar nicht, denn diese Baarmerkung ist auch dem Menschen gegenüber dem Affen vorhanden, doch nicht nur beim Menschen, sondern auch beim Affen eine Glatzenbildung sein, und daß auch die Lähmung der Muskeln und der Affen identisch sind, während die der Halbaffen einer anderen Art angehört.

Einer der wichtigsten Beweise aber bietet die Untersuchung über den Nachstamm der verschiedenen Säugetiere. Gewonnen wird das durch die Entdeckung, daß nur auf diese Weise ein richtiger Vergleich sich ermöglichen läßt. Es zeigt sich, daß der Mensch die weitestgehende Ähnlichkeit mit dem Menschenaffen hat, und daß das Gewicht der Baarmerkung sich eng an das der Ähnlichkeit anschließt, während die Baarmerkung von Grund auf sich von dem Gewicht der Ähnlichkeit unterscheiden.

Die geistige Unterirdigkeit zwischen hochkulturen Menschen und einem niedriger Kulturstufe lebenden — der Unterschied zwischen Geringem, Kenta, Schopenhauer, Spinoza, Darwin einerseits und einem Affenmenschen andererseits — ist ein unendlich größerer, als der zwischen letzterem und einem Menschenaffen. Die Untersuchungen, in welcher Richtung sie auch unternommen werden, bestätigen immer wieder die überaus enge Verwandtschaft des Menschen mit dem Menschenaffen.

Die Baarmerkung ist daher die Annahme, daß Mensch und Affe eine gemeinsame Stammutter gehabt haben, und daß sowohl der Mensch als auch der Affe die Endglieder eines gemeinsamen Stammes sind. Jedenfalls aber bleibt die Tatsache der Verwandtschaft bestehen und es kann durch nichts in Frage gestellt werden, daß der Mensch den Primaten beizuzählen ist.

Ein Preisausschreiben für die weibliche Jugend

Der Vereiner der Deutschen Buchhändler zu Leipzig erläßt den in Gemeinschaft mit dem Reichsverband der Deutschen Buchhändler ein Preisausschreiben „Was wir vom Buch erwarten“. Umfrage richtet sich an die 15-20jährigen Mädchen, die das angefragt werden sollen, über ihre Buchereindrücke und Buchwünsche nachzudenken, um darüber nun nicht in Form von Schularbeiten zu reden, sondern ganz ungenötigt davon zu plaudern. Insbesondere sollen sich die jungen Leserinnen darüber klar zu werden lassen, welche Bücher für sie von besonderer Bedeutung geworden sind, und welche Forderungen sie an Bücher stellen, die sie lesen wollen. Das Preisausschreiben ist sich zusammen aus: Frau Ricarda Buch, Ministerialdirektorin Dr. Jahnke, Frau Schulze, Frau Schmidt, Frau Prof. Anna Siemen, Frau von Zahn-Barnack. Für die besten Einblendungen werden 2500,- Reichsmark zuerkannt.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirrauer

Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.

(Nachdruck verboten.)

„Sünde!“ wiederholte er spöttisch. „Das flinat verdammte ameri- kanisch.“

„Ich doch wahrhaftig nicht!“ lachte sie gezwungen.

Er antwortete nicht. Die heiße Luft, die Schwüle, die Frauen mit diesen kleinen Graue mit dem feinen Rasierkopf erregten ihn.

„Eine Bitterkeit brodelt in Harriet auf. Noch sie ich hier, bohre ich in ihr, und er sieht schon nach anderen aus! Aber sie wollte doch nicht lustig sein, heute, zum letzten Male. Sie trank wieder einen doch, Charles“, mahnte sie. „Wir wollen doch fröhlich sein.“

Er schaute lustlos.

Die Musik schwieg. Die Mädchen gingen unbedeutend zu ihren Plätzen. Kläglich lagen auf allen Tischen bunte Konfettifugeln.

„Tommy“, sagte er. Ein wohlgeachtetes Gesicht trat Peters an. Er blickte rasch auf — sah in das lächelnd fordernde Gesicht der schänen Grauen. Sie war die Schöne. Er erwiderte man- niglich den Schuß. Es wurde ein heiteres, hitziges Duell.

„Ich werde nicht“, lächelte sie süßlich seinen knabenhafte Eifer.

„Sie wieder die Kapelle ein. Es war der prägnanteste Kna- uer. Die Jaha, ein Blutrousch. Scharfe gebaute Töne, die in den Gliedern rissen. Alles flatterte auf. Kein Rasierkopf bleibt bei dem schon Habitus des Lokals geworden waren; alle diese einbe- zogen keinen Handhakenmacher und Schneider, brane Bürger, die in Paris so schön verputzten Marquis und Kartarius der Welt, diese Schmerzbüchse und Helben einer phantastischen Bil- dungsreise mit ihren Frauen, eigenen und fremden; alle diese flotten und sprudelnden Glühwürmchen Südrand, die Maler, Schrift- steller, Journalisten mit ihren Freundinnen; alle diese älteren Frauen mit ihren jungen Gaiolos; alle federten sie sich, wie ein aufkommendes Volk erhob sich das bunte, sehr gemischte Publikum dieser Bolte und stampfte enthusiastisch die Jaha.

Die Hände der Tanzenden ruhten auf den Schultern des Part- ners. Eine sonnte in Auge, Mund preßte sich hingeben auf

Castiglionis Glück und Ende

Zu den Reichen der Zeit gehören die vielen Kunstaktionen, die sich neuerdings in Berlin aneinanderreihen. James Simon, der noch vor 20 Jahren imstande war, den staatlichen Kunstaktionen erlesene Stücke des Kunstmarktes und der Kunst auf sich zu ziehen, hat vor einem halben Jahr seine eigene noch immer sehr beträchtliche Kunstsammlung in seinem palastähnlichen Hause in der Viktoriaparkstraße veräußern müssen. Die Sammlung Sulzschinls, nach der Simonischen die bedeutendste Berliner Privatsammlung, ist den gleichen Weg gegangen. Noch bedeutendere Schätze als diese beiden enthält die Wiener Sammlung Tiggdor, zu deren Veräußerung mehrere Auktionen nötig waren. Aber nicht nur bürgerliche Kunstfreunde, sondern selbst fürstliche müssen sich von ihrem Kunstbesitz trennen. So hat der abgeleitete Herzog von Braunschweig seinen „Weissenhof“, den das Fürstentum vor Zeiten der Stadt Braunschweig gestiftet hatte, und der aus kirchlichen Auktoren der romanischen und gotischen Epoche bestand, in Amerika und in Deutschland wie Gauerber aneboten und erst jüngst wieder verkauft, eines der kostbarsten Stücke des Braunschweiger Landesmuseums — das Bild „Das Mädchen mit dem Beinlaß“ von Vermeer — ins Ausland zu verschaffen.

Nun geht es sich zu ihnen ein Mann, dessen Bekanntheit einmal viel von sich reden gemacht hat: der Wiener Inflationssammler Camillo Castiglioni. Für ihn und sein Vermögen gilt das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen. Castiglioni ist eine Parallele zu unsem deutschen Hugo Sinnes. Wie dieser hat er sich in ganz kurzer Zeit durch Inflationsspekulationen ungeheuer bereichert und schloß die Industrie, Bank- und Versicherungsunternehmen an sich gerast. Der Zusammenbruch der österreichischen Inflation hat ihn mit einem Schloß ruiniert. Castiglioni schien für immer erledigt zu sein, aber im Stillen arbeitete er weiter, und es gelang ihm erstaunlicherweise, noch einmal eine große internationale Rolle zu spielen. Er investierte auf die französische Frankennährungs. Das Glück war jedoch von kurzer Dauer. Zum zweiten Male stand Castiglioni vor dem Ruin.

Der österreichische Großunternehmer, der als kleiner, unbekannter Triestiner nach Wien gekommen war, unterließ sich aber von seinen deutschen Kollegen Sinnes sehr vornehmlich dadurch, daß er von seinen ungeheuren Gewinnen einen beträchtlichen Teil in künstlerische Werke umsetzte. Ihm ist es hauptsächlich auszu- schreiben, daß Max Klinger seinerzeit nach Wien berufen wurde. Auch für die Salzburger Festspiele soll er sich tatkräftig eingesetzt haben. Dieser österreichische Maler ist überhaupt ein Mensch von ungleichem persönlichem Geschick. Er hat eine Sammler- tätigkeit größten Ausmaßes entwickelt und seinen Palast in Wien wie auch das Landhaus, das er sich in der schönsten Alpengegend in Osterrreich baute, mit prachtvollen künstlerischen und kunstge- werblichen Antiquitäten gefüllt. Schon einmal, als seine Reichlich- keit zum ersten Male zusammenbrach, wurde seine berühmte Kunst-

sammlung versteigert. Inzwischen hat er sich wiederum mit Kost- barkeiten umgeben, und diese Gegenstände gelangen jetzt in Berlin zur Auktion.

Seiner künstlerischen Herkunft entsprechend hat Castiglioni das ita- lienische Kunstgewerbe bevorzugt. Während der Kunstsammler Tiggdor hauptsächlich deutschen und niederländischen Werken seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, umgab sich der „österreichische Sinnes“ mit Gegenständen, die zum größten Teil der ausgehenden italienischen Renaissance angehören. Man wird kaum wieder eine so vollkommene Zusammenstellung von ober- und mittelitalienischen Schränken, Tischen, Trüben und Sesseln — die schönsten aus Rus- baumbolz, um 1600 angefertigt — finden wie in dieser Auktions- masse. Den seltenen Marmor scheint Castiglioni nicht geliebt zu haben. Was ihm mehr gefiel, das waren neben den leuchtend braun- roten Holzern die prachtvollen aeneidischen Samitstoffe, meist meinetrotz oder dunkelblau. Brokate und spätfantastische Gobelins hat er ebenfalls angekauft. Auch unter den Gemälden, die seine Räume schmückten, überwiegen die Italiener. Es sind sogar ganz prächtige italienische Primitiven darunter, aber auch späthalienische Werke, wie der Bronzino, ferner die zwei interessantesten Mä- nnerporträts von Tintoretto und Veroneo, von Niederländern ein mittelmäßiger Van Dyck und ein norwälgischer Kudeus.

Das ist ja nun alles sehr gebiegen und so zusammengepackt, daß die vertriebenen Werke — die italienischen Renaissance- und die französischen Rokokoarbeiten — sich nicht getrennt haben werden. Trost- dem staunt man immer wieder darüber, daß unter schnell reich ge- wordenen Großunternehmer, die doch so ganz und ausschließlich in der Gegenwart wurzeln, sich in ihrer häuslichen Umgebung so leidenschaftlich und fast angänglich in die Vergangenheit vergraben. Es ist etwas wie Fahnenflucht darin zu sehen, daß sich diese Vursellen an Prunkgerätschaften der uralten katholischen Kirche, der Patriarchalfamilien und der Adels- und Fürstenaeschlechter des aus- gehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit klammern. Dieser Castiglioni schloß in einem 300 Jahre alten, reich geschmück- ten Saal, in einem Zimmer, dessen Wände mit leuchtenden italienischen Samiten bekleidet waren. Wenn er tafelte, dann sah er auf einem hochschleichen Armstuhl, dessen Rückenlehne mit einem fremden Adelswappen in Gold gefügt war. Und auf der Tafel vor ihm stand Silbernes, verarbeitetes und wieder mit ganz anderen, deutschen Wappen gestrichenes Geschloß, das die besten Ausübungen der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts angefertigt haben.

Ob er damit die Illusion herausbeschwören wollte, als sei er leib- lich der legitime Nachkomme der einstigen Besitzer dieser Köstlich- keiten? Die Geschichte beantwortet diese Frage mit einem erbarmungslosen „Nein“ und gestreift das so schnell erkrankte und doch mit so viel Liebe und Sorgfalt ausgewählte Bestium des Kapital- gewaltigen in alle Winde. Hermann Dieber.

herzpreise im Werte von 3000,- M verteilt. Die bis spätestens 31. De- zember 1930 zu liefernden Arbeiten werden am besten bei der Volkstreuhand-Buchhandlung in Karlsruhe abgegeben, die auch über alle Einzelheiten der Umfrage Auskunft geben kann.

Schriftsteller Rußlands pensionsfähig

Das aus dem gegenwärtigen Rußland auch etwas Erfreuliches kommen kann, beweist die folgende Meldung. Der Rat der Volks- kommissare hat einen Gesetzentwurf über die Pensionierung der Schriftsteller genehmigt. Nach diesem Gesetz werden die Schriftsteller, Dichter, Dramatiker, Kritiker und Komponisten, wenn sie zehn Jahre lang einer Schriftstellervereinigung angehört haben, im Falle der Arbeitsunfähigkeit pensionsberechtigt. Aber es sind damit zwei Bedingungen verknüpft. Die erste Bedingung ist, wie die „Lit. Welt“ mitteilt, die, daß die schriftstellerliche Tätigkeit im Hauptberuf ausgeübt wurde, und die zweite, daß sie stets den politisch-kulturellen Aufgaben der UdSSR entsprach.

So dürfte Rußland das einzige Land dieser Welt sein, das die Interessen seiner Künstler in Wort und Ton so großzügig wahr- nimmt. Nur die kleineren Länder Europas, vor allem die skandi- navischen Staaten, haben für Schriftsteller fördernde und unter- stützende Einrichtungen. In Schriftstellervereinen hat man bisher angenommen, daß Italien das erste Land sein wird, das auf diesem Gebiet ein Schulbeispiel geben wird. Nun ist es aber Rußland.

Es ist jedoch ein Haken dabei. Die oben genannten beiden Be- dingungen werden von den Volkskommissaren als eine Bedingung genannt. Die erste Voraussetzung ist jeweils leicht zu erfüllen. Die zweite Voraussetzung jedoch ist schon schwieriger. Stellt sich der Schriftsteller mit mehr oder weniger wollen Heran auf die letzte Regierung ein, dann kommt er in den Genuß seiner Pensionsrechte bei der jehisken Regierung; stellt er sich nicht darauf ein, dann dürfte er vorher erschossen werden. Wendert sich aber die russische Regierungsform, was nicht zu den absoluten Unmög- lichkeiten zählen dürfte, dann wird der pensionierte sowjetfreund- liche Schriftsteller nachher erschossen. Wie man macht ist es falsch. Karl Birner.

Literatur

Aus an dieser Stelle besprochenen und angelegentlich Bücher und Bei- trägen können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Ueber „Schleichwege von der Schweiz nach Italien“ und die „Wand- vom Ceresio“ wird in der Gabelbeis 3. 3. Nr. 50 berichtet. Die letzte, interessanten Aufnahmen von der verlassenen deutschen Grenzabgren- zung sind Beweise der großen Gefahren. — Seltene Begeisterung bei allen Kindern erreicht ein reichhaltig illustriertes Mittel über den Gnomag unter der Herden. — Ein neuer Roman „Friedrichs Nummer“ von Zbentz von Kraft erzählt über Liebe und Leben eines Giris vom Barlet. In festin- der Weise werden Probleme und Personen gestaltet. — Fleier reiche Stoff in der Gabelbeis 3. 3. verdient allgemeine Beachtung.

Wasso wie ihr ganzes Dasein. Einen Raub hatte sie erwartet, einen letzten übermütigen, sinnlosen, hochantigen Taumel vor dem Erlöschen. Und das war daraus geworden! Ein schales ver- bittertes Nebeneinanderhoden. Eine schändliche Niederlage für sie als Weib. Schon war sie weggenommen, schon verlassen, schon ver- lassen, bei lebendigem Leibe. Die Augen fielen ihm fast aus der Höhlen, so starre er auf diese Dirne. An ihrem Ehrenabende, an ihrer Abschiedsfeier noch ihm und vom Leben! Wegen einer kleinen Kokette, die ihm schöne Augen machte, wie jedem, hinter dem sie einen zahlungsfähigen Kunden witterte, warf er sie auf der Schuttkaufen.

In seinen Armen wollte sie heute nacht sterben, dicht an ihn geschmiegt, an ihn als letztes Irdisches, als letzten Trost und Halt — und er würde dabei an die kleine Dirne denken und sich nach ihrem künftigen Leibe sehnen!

Sie lachte bitter auf. Die Spannung in ihr löste sich in wilde selbstverpöthende Heiterkeit, in einen arbeitsigen, ohne Tränen schluchzenden Galgenhumor.

Er fuhr aus seiner abtrünnigen Besunkenheit auf. „Was hast du?“

„Nichts. Wir wollen doch lustig sein! Ich finde es herrlich lustig hier, Prost, my boy!“

Sie trank ihm zu. Er tat ihr Bescheid. Doch seine Augen tanzten ja Jaha mit der Grauen.

Ausgetobt hatte der Saal. Verzinkt, aufgemüht, mit feuchsten Augen kehrten die Frauen zu den Tischen zurück.

Ein Tango löste den Apachentanz ab.

Da ritt Harriet der Teufel. Sie wollte Deter verjagen. Wollte ihn auf die letzte Probe stellen. Sehen, ob er es über sich brachte, an diesem letzten Abend ihres Lebens mit einer anderen zu tanzen. Sehen, wie weit er es zu treiben wagte.

Dabei vergaß sie nichts, daß er von ihrem Todesabsichten nicht das geringste wußte.

„Tanz doch mal mit der Kleinen“, rief sie lauernd. „Es mach dir doch Spaß.“

„Anfug.“ Es war sein Lieblings-Ablehnungswort.

„Aber geh doch!“ verführte sie dringlich. „Sieh nur, wie sie nach dir zapfelt. Denk bestimmt, du stehst jämmerlich unter meinem Pantoffel!“

Da gab er nach. Sein Widerstand war nicht allzu fest verankert gewesen.

„Gut, gut, wenn dir soviel daran liegt!“

(Fortsetzung folgt.)

Mund, Körper drängte sich lustiger an Körper. Und dazu schabte diese monotone, scharf abenterte, ins Mark feldende Musik ratata — ratata — ratata. Eine trumfene, durch Citar gegebene, Orgie raste durch den heißen Saal.

Die pikante Graue blickte erwartungsvoll herüber zu Deter.

„Ihre Augen zielen schulos: „Komm, du Großer, Mariger, hole mich doch! Du gefällt mir, komm, du dir verlange ich nicht diese elende Grotte. Nicht einen Sou nehme ich von dir.“

Er senkte den Blick. Schämte sich vor der kleinen Dirne seiner Gebundenheit. Hörte laut die Kerze raseln. Morgen, frohlockte, es in ihm, morgen bin ich frei!

Ein Herr trat an die Graue heran. Ein Maler, wählte Deter mit vornehm Weide. Ein schöner schwarzer Kopf, ergrauter kleiner vierediger Kollbart, junger, eleganter, drabziger Körper. Gestalter- augen.

Das Mädchen stand auf, warf noch einen Blick auf Deter — Ironie und Mitleid — Enttäuschung mit der gleichen stupe- den Boredamkeit ausgeprägt in den Zügen, wie vorher der Ruf nach ihm. Dann legte sie zögernd, doch mit der lebenswichtigen Geselligkeit ihres Landes die Hände, merkwürdig kleine ungeschul- dige Kinderhände, auf des Mannes schmale Schultern. Als seine Lippen ihren Mund suchten, bot sie ihm die Wange.

Deter verfolgte sie mit begehrlichen Augen. Gut tanste sie, doch gleichgültig. Der Mund war leise geöffnet, zeigte ein schmal ge- bogenes, schünes weißes Gebiß. Als sie ganz dicht an Deters Tisch vorbeistehrte, lächelte sie süßlich und überlegen, halb Kind, halb alles wissendes Weib. Jetzt sah er zum ersten Male bewußt die fluge feine Form ihres Hagenkopfes. Sein Gesicht rödete sich. Sein Blut siedete auf.

Aus halbgelassenen spionierenden Lidern beobachtete Harriet alles. Wählte alles. Ihr Fraueninstinkt fühlte seine erwachende Tier nach diesem verführerischen Weibchen.

Wie er ihr nachgafft! Ja, ja, doch, sie hat entzündete Beine. Sie tanzt bewußt süßlich mit diesem aufreißenden Einbeinigen in den Hüften. Ja doch, ja! Gut dir nur nicht die Augen aus dem Kopf.

Gell schrie es ihre empörte Eiferlust. In ihr laut mahnte sie mit gemächtem Gleichmut: „Trink, Charles. Wir wollen lustig sein!“

Er nahm das Glas, ohne hinzusehen. Seine Augen tanzten ja Jaha — immer hinter der Grauen her, in sie verzinkt und ver- setzt.

Das also war der letzte Abend ihres Lebens! Ein klägliches